

handschriften doch von hier aus gelegentlich wirkliche Entlehnungen stattgefunden haben. Zur gewöhnlichen minuskelartigen Buchschrift des 6. bis 9. Jahrhunderts bestehen aber merkwürdigerweise gar keinerlei Beziehungen.

Von dem größten, auch völkergeschichtlichen Interesse ist nun die Frage, ob sich seit der Befestigung der germanischen Reiche, also der Burgunder, Franken und Langobarden, etwa neue einheitliche Züge in den Inschriften beobachten lassen. Das scheint in der Tat der Fall zu sein. Zwar das frühe 6. Jahrhundert ist noch durchaus das einer füsamen Rezeption römischer Kulturformen (Tafel I, 5). Das wissen wir aus den Urkunden der ersten Merowinger, die fast genau den gleichzeitigen Behördenurkunden der Reste des römischen Reiches entsprachen.¹⁾ Nur daß die Urkundenschrift sich dann zunehmend streckte bis zu den schließlich bizarren Gestalten der sogenannten „verlängerten“ Schrift der karolingischen und frühen Kaiserzeit. Etwas Ähnliches lassen die Inschriften erkennen. Auch hier streckte sich das Buchstabengefüge (Tafel I, 6—8). In einer durch den Namen des Burgunderkönigs Gundobad auf rund 500 datierten Inschrift ist nur die neue Form des M bemerkenswert; sonst schließt sie sich an die Antike eng an. Aber die Grabschrift des Maurolenus, die nach den Regierungsjahren und Indiktionen (die hier zufällig gleichlaufen) entweder auf Chlothar I. und das Jahr 616 oder auf Chlothar II. und das Jahr 660 zu datieren ist, zeigt in den verlängerten Schäften des D, E, P, R weniger veraltete Formen, als ein neues Stilbedürfnis, wie es ganz ähnlich die Runen beherrschte. Wenn auch das Lautalphabet der Runen unter dem vermutlich sehr frühen Einfluß der Mittelmeeralphabete ausgebildet wurde, zeigte es doch deutlich die Nachwirkung der älteren, rein germanischen Losrunen; das selbe Stilgefühl kehrt hier wieder.

Wir kommen dabei mit dem heute vielfach sehr weit gefaßten Begriff des Nordischen nicht aus und werden uns schon an den immer wieder fruchtbaren Gegensatz des Gotischen (jetzt in tieferem Sinne) und des Klassischen (als des südländisch Breiten und Symmetrischen) halten müssen, um festzustellen, daß das Gegen-
einanderwirken zweier Stilprinzipien, des mehr Vertikalen und

¹⁾ Meine Darlegungen in *AUS.* 1 (1908), 79 und 5 (1914), 269 ff.